

Mein Weg wurde durch dieses Foto gemacht

Was ich dem Porträt verdanke, das Renate von Mangoldt zu Beginn meiner Schriftstellerinnenkarriere von mir aufgenommen hat.

Von Judith Hermann

Als Renate von Mangoldt mich im Winter 1996/97 fotografierte, war ich Stipendiatin der Autorenwerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin, es ergab sich also zufällig, dass sie es war, die mich für den Erzählband „Sommerhaus, später“ fotografierte, schlicht, weil sie immer schon alle Autoren, die im LCB ein und aus gingen, fotografiert hatte und weil die Entscheidung des Verlags S. Fischer für mein Buch letztlich im LCB gefallen war. Weder hatte ich mich damals als Autorin gefühlt, noch war ich jemals für eine so durchaus ernste und offizielle Situation fotografiert worden, aber Renate von Mangoldt hatte die Stipendiaten während der Werkstattwochenenden fotografiert, ich war zu diesem Zeitpunkt schon ein halbes Jahr im Colloquium und kannte sie und vertraute ihr; es machte mich weniger nervös, gerade von ihr fotografiert zu werden.

Winter, wir wollten eigentlich Fotos im Garten des LCB machen, aber dann begann es zu schneien, wir gingen rein, und ich behielt meinen Mantel an, deshalb der Pelzkragen im geschlossenen Raum, eine etwas paradoxe Situation. Ich weiß nicht mehr, wie viel Zeit wir uns genommen haben. Nicht viel. Eine halbe Stunde, eine Stunde? Ich erinnere mich daran, dass Renate von Mangoldt den Anschein machte, sehr nebenbei zu fotografieren, nebensächlich, wie absichtslos, ich hatte den Eindruck, sie sähe gar nicht richtig in ihre Kamera, sie machte ein Foto, legte die Kamera weg, nahm sie geistesabwesend wieder auf; sie war, wie soll ich es sagen, zerstreut? Natürlich sah sie in die Kamera, aber zugleich machte sie auch etwas anderes, nahm sie auch etwas anderes wahr, möglicherweise alles andere, möglicherweise auch das, was gar nicht zu sehen war. Sie gab mir jedenfalls keine Anweisungen, nicht eine einzige, und das war sicher sehr gut.

Ich erinnere mich daran, dass ich mich schlaftrig fühlte, von etwas hypnotisiert, meinerseits abgelenkt, ich driftete weg, sie fotografierte, ich driftete noch weiter weg, es hatte etwas mit Dissoziieren zu tun, aber ohne jeden negativen Aspekt. Es war einfach, und es wunderte mich nicht, dass das Foto am Ende so war, wie es war. Ich erkannte mich sofort, zugleich erkannte ich, dass ich mich hinter dieser Person auf dem Foto in Sicherheit bringen konnte, und ich wusste, das Renate von Mangoldt mir das ermöglicht hatte, wir hatten beide – stillschweigend – einen Pakt vollzogen. Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals mit einem Foto einverstanden gewesen zu sein als mit diesem, und ich möchte sagen, dass alle meine späteren Verabredungen für Fotos mit Renate von Mangoldt ähnlich gewesen sind und auf eine Weise immer sehr vertraut.

Dennoch haben wir – hier kann ich von „wir“ sprechen, oder? – nie wieder ein solches Foto zusammen gemacht. Habe ich nie wieder mit irgendwem anders ein solches Foto gemacht. Es war eben das allererste Foto – für diese neue Situation meines Lebens –, so wie das Buch, für das es gemacht worden ist, mein erstes Buch gewesen ist. Wissen Sie was? Mein Weg als Schriftstellerin wäre ein gänzlich anderer gewesen, wenn Renate von Mangoldt und ich uns nicht begegnet wären.

Judith Hermann ist Schriftstellerin. Zuletzt erschienen ihr Roman „Daheim“ und die Poetikvorlesung „Wir hätten uns alles gesagt“ (beide S. Fischer).

Renate von Mangoldts ikonisch gewordenes Porträt der Schriftstellerin Judith Hermann im Winter 1996/97 in Berlin, zu Beginn von deren literarischer Karriere

Foto Renate von Mangoldt

25. August 2025

Liebe Zaheda,

Wenn ich mich heute zu Fuß auf den Weg zu dir machen, wenn ich aus dem Haus gehen würde in einem Mantel, mit einer Mütze, einer Flasche Wasser, einem Notizbuch und einem Stift – dann käme ich im Herbst in Herat an. Ich bräuchte fünfzig Tage, dann wäre ich bei dir – würde ich so gehen, wie wir in Träumen gehen, ohne Schlaf, ohne Nahrung, ohne eine Pause. Ich würde gen Süden und gen Osten gehen. Über die Oder, durch Polen, die Ukraine, durch Russland hindurch, am Saum des Kaspischen Meers entlang, durch Turkmenistan, Usbekistan, über Berge, Täler und Flüsse hinweg – dann stünde ich vor deiner Tür. Ende Oktober. Es ist unnötig und traurig zu schreiben, dass ich in

Du hast mich gefragt, wie ich die Geschichte „Sonja“ geschrieben habe. Ich muss dir sagen, dass ich mich daran nicht erinnern kann. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Ich war jung, als ich diese Geschichte geschrieben habe, und sicher war ich unglücklich verliebt. Ich habe versucht – daran erinnere ich mich –, die Geschichte aus der Sicht von Sonja zu schreiben, es ist aber aus ihrer Sicht eine gewöhnliche Geschichte gewesen, ein alltägliches Unglück, nicht wichtig und nicht wirklich schön. Ich habe die Geschichte beiseitegelegt (es war keine Geschichte). Später noch einmal von vorne angefangen – und aus der Sicht eines Mannes erzählt. Ich nehme an, das ist der springende Punkt gewesen. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt. Ich schrieb in Wewelsfleth, einem kleinen Dorf an einem großen Fluss im Norden Deutschlands, und im Winter, das war ein Writer-in-Residence-Haus, in dem ich sehr einsam und sehr glücklich gewesen

Angst gehabt hätte, wäre es eine andere Geschichte geworden.

So ist das, oder?

Liebe Zaheda, wenn ich dich besuchen käme, wo würden wir sitzen? Was würden wir trinken, was würden wir essen? Ich stelle mir vor, dass wir in einem Garten sitzen, Tee trinken, Baklava und süße Datteln essen würden. Ich weiß nichts. Käme ich, umgekehrt, mich besuchen, tranken wir schwarzen Tee mit Zucker und mit Sahne. Wir äßen ein kleines Stück Butterkuchen dazu, ein Brot mit Brombeermarmelade. Wir würden spazieren gehen. Vielleicht würden wir schwimmen gehen, zumindest würden wir mit den Füßen ins Wasser gehen. Das Meer hier ist kalt; weil es salzig ist, trägt es. Ich gehe jeden Tag ins Wasser. Seit einiger Zeit schwimme ich nicht mehr so viel, ich liege auf dem Rücken im Wasser und lasse mich treiben. Mir kommen viele Dinge schwer vor zurzeit. Es fühlt sich manchmal so an, als würde das Meer mir für einen kurzen Moment das Schwere abnehmen.

Ich würde gerne wissen, wie dein Tag aussieht. Wann stehst du auf, wie verbringst du den Morgen, was siehst du, wenn du aus dem Fenster schaust, was siehst du, wenn du vor die Tür trittst.

Was hörst du, wenn du die Augen schließt?

Wohnst du zu ebener Erde? Oder in einem Haus mit vielen Stockwerken. (Ich habe mir Herat im Internet angesehen, es ist eine so große, eine riesige Stadt.) Bist du oft allein. Bist du viel unter Menschen. Wünschst du dir mehr Menschen um dich herum, oder bist du gern allein? Bist du zu wenig allein. Liest du viele Bücher. Und wenn ja – was liest du? Liest du am Morgen, am Abend oder auch am Tag. Leben deine Eltern noch. Hast du ein Kind, hast du viele Kinder. Schläfst du gut; träumst du, wenn du schläfst? Kannst du dich an deine Träume erinnern.

Ich habe ein Kind. Meine Eltern leben noch. Ich wohne mit meinem Mann in einem Haus, das am Rand eines Feldes steht. Wenn ich aus dem Fenster sehe, sehe ich eine Wiese, einen Acker, auf dem Kartoffeln angebaut werden, ich sehe den Deich, auf dem die Schafe grasen. Hinter dem Deich ist das Meer. Ich kann es nicht sehen, aber ich höre die Vögel, die am Meer sind. Gänse, Brachvögel, Seeschwalben. Es ist sehr schön, dass ich diese Vögel hören kann.

Mein Schreibtisch steht am Fenster. Der Raum, in dem der Schreibtisch steht, ist leer. Ich erinnere mich nicht daran, wie es war, die Erzählung „Sonja“ zu schreiben, aber ich erinnere mich an den Tisch, an dem ich sie geschrieben habe. Er stand auch am Fenster – vielleicht also eine Prägung – und der Blick ging auf einen Garten und eine Kirche hinaus. Ich erinnere mich gerne an Tische, an denen ich geschrieben habe. Tische in Küchen. In Hotelzimmern. In fremden Häusern. An was für einem Tisch liest und arbeitest du? Ist es ein Tisch aus Holz? Ein neuer Tisch oder ein alter, mit einer Geschichte, einer Vorvorbesitzerin, mit Spuren.

Hast du das Gefühl, das Leben geht schnell?

Liebe Zaheda – bis bald.
Judith

Eschtani – wie geht es dir?

Judith Hermann an die in Herat lebende afghanische Schriftstellerin Zaheda

der Wirklichkeit alle diese Länder in diesen Zeiten nicht durchqueren kann. Zaheda. Ist es kalt in Herat im Oktober? Gibt es einen Herbst in Herat.

Liebe Zaheda. Eschtani – wie geht es dir? Ich war noch niemals in Herat, noch nie in Afghanistan. Ich falle mit der Tür ins Haus, ich schreibe einen Brief ins Nichts, einen Brief auf einem leeren weißen Blatt Papier in einen leeren weißen hellen Raum hinein. In Herat ist es, so viel weiß ich, jetzt Abend, und es ist sehr heiß, fast vierzig Grad, windig und dunkel, und du und ich sehen heute Nacht denselben Mond. Hier ist es Nachmittag. Früher Abend, auch windig, aber kühl und noch hell, in drei Stunden wird es dämmern, dann geht der Mond über dem Feldrand auf.

bin. Ich schrieb vormittags, ich ging am Nachmittag am Fluss lang, bis es dunkel wurde. Januar, Februar. Der Fluss fror zu. Eine weite weiße Fläche blasses Eis, auf dem Gänse landeten. Es ist wirklich lange her. Ich glaube, es war wichtig, dass ich gar nicht wusste, dass ich eine Geschichte schreibe. Ich wusste nicht, dass aus dieser und anderen Geschichten ein Buch werden würde. Ich dachte über mich nach, über meine Vorstellungen vom Leben, über Erwartungen und Enttäuschungen. Es war ausgesprochen tröstlich, zu schreiben. Hätte ich gewusst, dass die Erzählung „Sonja“ später in einem Buch stehen, dass sie gelesen werden, dass es andere Menschen geben würde, die sich von Sonja ein Bild, eine Vorstellung machen würden, dann hätte ich Angst gehabt. Und wenn ich



Komm, zeig mir die Stadt, sagtest du

Antwortbrief einer afghanischen
Schriftstellerin an ihre deutsche Kollegin
Judith Hermann

Herat, September 2025

Du Liebe!

Was ein Traum oder eine Vision? Wer weiß! Du bist angekommen! Gehüllt in einen grauen knielangen Mantel. An der Hauptstraße, die einst einmal Teil der Seidenstraße gewesen ist, habe ich dich erspäht. Die Mütze und die Wasserflasche sind es gewesen. Ich sah dich und wusste sofort, dass du es bist, obwohl ich dich nie getroffen habe! Ich rief dich, ich weiß nicht, bei welchem Namen. Du bleibst stehen. Wandtest den Kopf. Du warst es! Mit ganz staubiger Mütze. Du sahst mich an. Deine Augen! Augen von der Farbe der Oder – ein tiefes Blau, ein nebliges Grün vielleicht? Komm, zeig mir die Stadt, sagtest du.

Auf meinem ganzen Körper saß plötzlich kalter Schweiß. Meine Lippen bebten. Warum jetzt? Warum gerade in diesen Unglückszeiten? Das hörst du nicht. Du nahmst meine Hand und zogst mich mit dir. Schon hallten deine Schritte in den gepflasterten Gassen und Gängen wider. Meine Füße aber wollten nicht. Die Zitadelle, ich möchte die Zitadelle von Herat sehen, sagtest du. Mir schnürte es jäh die Kehle zu. Selbst im Traum schien mir bewusst zu sein, dass es für mich keinen Zutritt zu dem stolzen Bollwerk gibt. Ich lief dir nach bis vor das Tor. Und da standest du, direkt vor dem Eingangstor der Zitadelle. Ich blieb stehen. Die Holztore des Vierbogenbaus öffneten sich. Ich machte einen Schritt zurück, du einen vor, hinein in den Zitadellenhof. Hinter dir schlossen sich die Tore wieder. Du auf der einen Seite, ich auf der anderen. Von hier draußen konnte ich den Klang deiner Schritte auf dem gepflasterten Boden der Zitadelle hören, hörte dich die breiten Gänge und kleinen Korridore durchqueren, die Treppen der Türme und Wallanlagen hinaufsteigen bis hoch auf den Festungswall. Dort oben spielte dir der Wind im Mantelsaum, so wie er mir immer im Kleidersaum gespielt, sich in den Stoffalten gewunden hatte, um dann durch die Stadt mit ihren Bewohnern und Basaren, den kleinen Läden, der Kherqa-Moschee und den anderen heiligen Orten zu fegen ...

Dann hallten im Traum unsere Schritte erneut von den gepflasterten Gassen und Gängen der Altstadt wider. Durch schmale dunkle Passagen erreichten wir den Tschahar Suk-Basar, an dem einst vier historische Basare zusammenliefen. Die Gasse der Kupferschmiede. „Dang, dang“ gingen die Hämmer auf Töpfe und Kupfergeschirr nieder, das Blut rauschte mir in den Adern. Wir zogen weiter in Richtung Freitagsmoschee. Aus der Ferne schon eilte mein Blick zu den Minaretten hinauf. Der Ruf zum Gebet ging mir durch Mark und Bein. Wie sehnte ich mich danach, ihre Galerien, Rundbögen und Säulengänge wiederzusehen und die türkisen

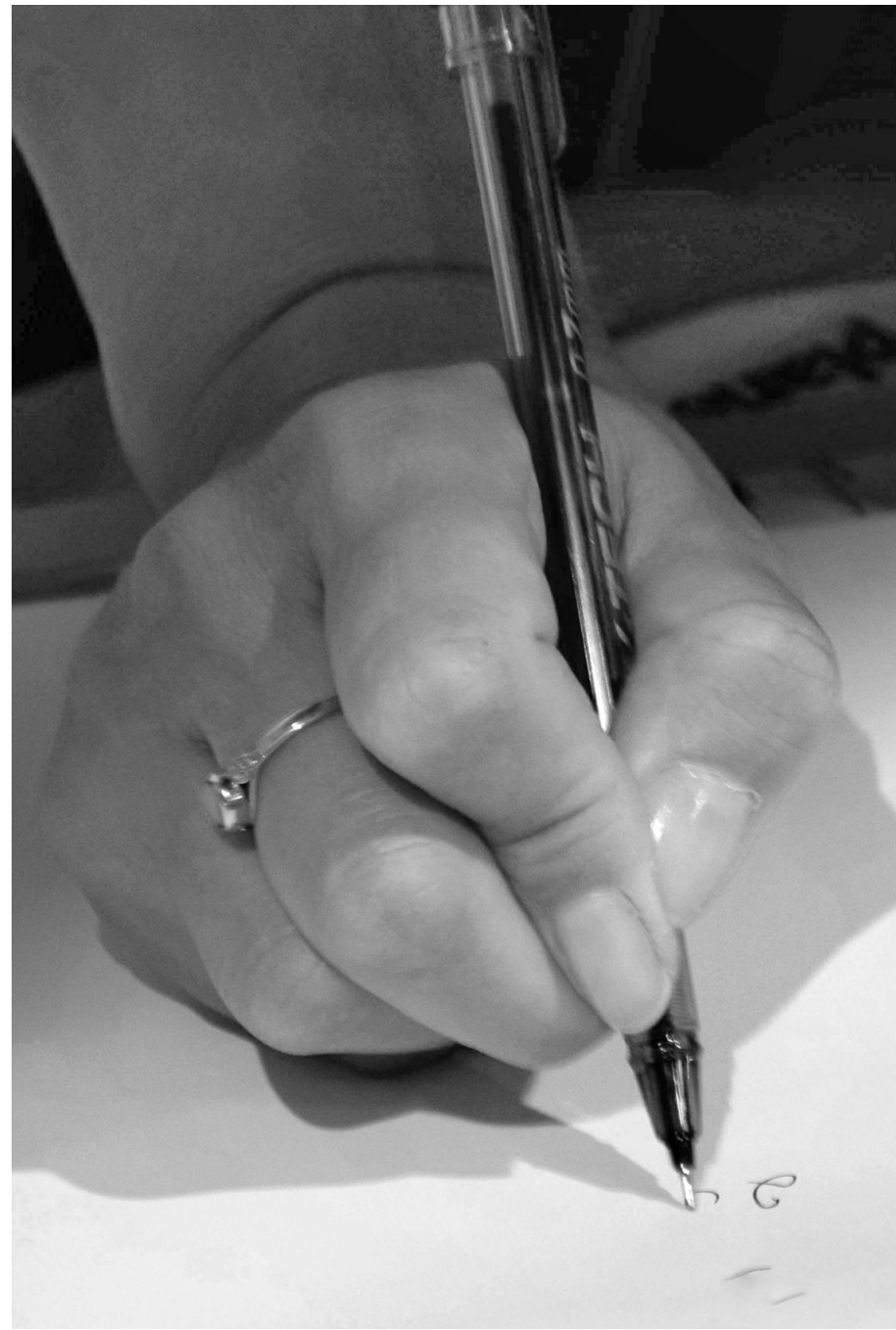
und azurblauen Fliesen zu berühren! Ich wollte weiter, aber eine Kraft hielt mich zurück. Du gingst hinein, mit ausgreifenden Schritten. Ich schaute dir nach. Im Hof bleibst du stehen, drehst dich um deine eigene Achse. Die Galerien wirbelten um dich herum. Die Stimme des Muezzins erhob sich aus dem Inneren der azurblau gefliesten Wände, stieg empor, erfüllte die Luft und erstarb. Und dann noch ein Ruf, nicht der des Muezzins, sondern: Trauben! Große, reife Laal-Trauben!

Mit seinem Esel an der Seite drehte der Mann eine Runde und rief seine Ware aus. Und jäh war ich wieder Kind. Einen Rucksack auf den Schultern lief ich im üppigen Schatten der hohen Pinien die Musallah-Straße entlang und summtete kaum vernehmbar ein Lied vor mich hin. Du warst immer noch du, dieselbe Statur, dieselben Eigenschaften. Dein Blick war auf die Minarette gerichtet, in deren gesprungenen Fliesen der Wind sich wand und pfliff. Du schautest noch immer hinauf, als der Wind eine der Fliesen zum Tanzen brachte und sie vor deinen Füßen auf dem Staub des Gebetsplatzes in tausend Stücke springen ließ. Tausend Stücke Türkis, versprengt auf der Erde des historischen Musallah-Komplexes! Du nahmst ein Stück an dich. Als hätte der große Maler Kamaluddin Behzad höchstpersönlich sein Schilfrohr in die Tinte getaucht und diese türkisfarbenen Blumen auf die Fliese gemalt, riefst du verblüfft.

Ich war am Tor zum Frauengarten angekommen, der einst eine Moschee, eine Koranschule und das Mausoleum der Timuridenkönigin Gauhar-Schad umfasste. Heute stehen dort nur noch vier Minarette und das Mausoleum. Die Hand auf der Brust, der Kuppel und dem Pilgerhof des Mausoleums von Königin Gauhar-Schad zugewandt, rief ich laut, so laut, dass es alle Vögel im Garten hörten: Guten Morgen, verehrte Königin!

Ich blinzelte. Der Morgen war da. Du warst fort! Aber auf dem Monitor über meinem Kopf leuchtete in einem minimierten Fenster noch immer dein Brief.

Wie ich meine Tage verbringe, möchtest du wissen. Weißt du, sobald ich morgens die Augen öffne, wandern sie hin und her auf der Suche nach einer Spur oder einem Anzeichen, nach irgend-einem Spalt, der Hoffnung verspricht. Aber es sind kaum Sekunden vergangen, da schließe ich sie schon wieder, will in die Welt meiner Träume zurückkehren. In der Hoffnung, dass sich der Schrecken des Wachzustands als Albtraum entpuppt und ich, wenn ich die Augen wieder öffne, in einer anderen Zeit aufwache, in einer anderen Epoche, im neunten Jahrhundert islamischer Zeitrechnung (vierzehnten bis fünfzehnten Jahrhundert nach Christus) vielleicht, zu Lebzeiten Schah Ruchs oder Sultan Husain Baikaras, und wenn's auch nur in der Gestalt des geringsten Handlangers wäre, in der Malerwerkstatt des unvergleichlichen Kamaluddin Behzad vielleicht ..., aber es nützt ja nichts!



Schreiben als Chronik
des afghanischen Alltags:
Von der Frau, die unter dem
Tarnnamen Zaheda schreibt,
gibt es keine Bilder.
Foto privat

Einen Moment später sah ich ihre Schatten zwischen den hohen Pinien, dann glitten sie hinter den Panzern hervor. Und da waren sie, liefen an den Panzern vorüber, durch den Sicherheitsring und in unsere Richtung. Man konnte sie an einer Hand abzählen, in Sandalen, den Stoff hochgekrempt bis zu den Knöcheln, die Waffen geschultert. Ohne einen Blick, ohne ein Wort und ohne jedes Zögern gingen sie an den Herren vorüber, die ihrerseits stumm den Blick auf sie gerichtet hielten. Als sähen sie die alten Männer nicht, als existierten sie gar nicht. Aus einer anliegenden Gasse, aus dem Schutz eines dunklen Winkels, kam eine zweite Division. Als sie aufeinandertrafen, breiteten die Männer die Arme aus und hertzen sich. Es lebe das Islamische Emirat!, rief einer von ihnen aus. Der Schall seines Rufs brach sich in der Straße und hallte in ihr wider. Das Zittern kroch mir durch den ganzen Körper, und meine Beine wurden kraftlos.

Liebes! Manchmal überkommt mich die Sehnsucht nach der Stadt. Dann wünsche ich, ich könnte mich einmal wieder an ihr sattsehen, könnte sie sehen, wie sie einst gewesen ist. Gasse für Gasse, mit ihren Mauern, die nach Lehm und Stroh duften, wenn der Regen sie trifft. Ich will die Stadt in mich aufnehmen, mit all ihren Erinnerungen: der Duft warmen, frischen Brotes, das Geschrei der Händler, der Trubel um die kleinen Straßenauslagen und das Durcheinander der Leute ... Aber sobald ich das Haus verlasse, bleibt mein Blick an den weißen Fahnen hängen, die die Schultern der Häuser hinaufgekrochen sind. Der Wind passiert die Fahnen, wirbelt Staub vom Boden auf und weht ihn mir ins Gesicht, und ich will weinen um mein gebrochenes, verwüstetes Herat – und um mich selbst. Dass ich zu Fuß den ganzen Weg bis an die Zitadelle laufe, dort mein Gesicht an das Gitter drücke und ein Talibanssoldat mir mit seinem Gewehr zu verstehen gibt: Steh hier nicht rum!, sobald ich einen Blick hineinwerfen will. Steh hier nicht rum vor der Zitadelle! Steh hier nicht rum vor der Kherqa oder der Freitagsmoschee! Steh hier nicht rum vor dem Frauengarten ... vor der Universität, der Schule, dem Park! Wohin soll ich gehen? Wo darf ich stehen? Meine ganze Substanz ist doch aus dem hiesigen Wasser und Lehm gemacht ...

Du hast die Welt der Literatur angesprochen. Ich glaube, was ich aus dieser Welt mitgenommen habe, ist, dass wir auch in Gesellschaft, und seien da Tausende um es herum, allein bleiben. Ich habe Márquez gelesen, Morrison, Durass, Salinger, Böll, Fredrik Backman, Lee und Hunderte andere, aber wirklich vernarrt bin ich in Vargas Llosa, in sein magisches Werk! Ich habe so viel gelesen, dass mir die Worte fehlen.

Liebe Judith! Irgendwo habe ich gelesen, so seit die Meisterin der Stille und des Unausgesprochenen. Ich würde gern mehr von dir lesen! „Sonja“ war das einzige Werk, das ich von dir finden und lesen konnte. Meine Liebe! Wenn diese Unglücksjahre hinter uns liegen und du einmal herkommen solltest, komm im Frühjahr, damit ich dich mit in die üppigen Schaidajai-Gärten im Nordosten Herats nehmen kann, in die Weingärten, an den rauschenden Harirud, zu den warmen Quellen in Obe. Dann serviere ich dir grünen Tee und dazu Herat's Süßigkeiten, Noghl und Scheer Pira. Lass bloß ... lass bloß diese Unglückszeit erst vorüber sein.

Judith! Meine Liebe! Sag du's mir ... werden sie je ein Ende haben, diese Unglücksjahre? Wird da irgendwann ein kleines Türchen sein, das sich der Hoffnung öffnet? Werden wir uns wieder aufrechten können? Wie der Phönix aus seiner Asche?

Ganz herzlich, meine Liebe!
Zaheda

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß.

Zaheda lebt als Schriftstellerin im afghanischen Herat, ihr Name ist aus Sicherheitsgründen ein Pseudonym. Die beiden Briefe von ihr und Judith Hermann entstanden im Rahmen des Projekts „Untold Narratives – Weiter Schreiben. Briefwechsel mit afghanischen Autorinnen“, einer Kooperation der KfW Stiftung, Untold Narratives CIC und Weiter Schreiben.

Eigentlich war Frank Giering für eine ganz andere Rolle vorgesehen – die des möllig-gemütlichen Walters, eines harmlosen Autonerd. Einer der drei Typen, die Regisseur Sebastian Schipper für sein Debüt „Absolute Giganten“ (1999) suchte: ein teddyartiger Schrauber, ein aufgedrehter Schnacker und ein sehnsüchtiger Träumer. Doch Schipper sah in Giering Letzteres. Und besetzte ihn als Floyd, in der Hauptrolle.

Der Film erzählt von dessen letzter Nacht in Hamburg. Denn Floyd will alles hinter sich lassen. Den Betonblock in Eimsbüttel, in dem das Leben an ihm vorbeizieht. Die mehr als zweijährige Bewährungsstrafe aus Jugendzeiten, die zu Beginn der Handlung abgelaufen ist – und seine zwei besten Freunde Ricco (Florian Lukas) und Walter (Antoine Monot). Und so heuert Floyd auf einem Containerfrachter an. Über Kapstadt, soll es nach Singapur gehen, weiter an einen Ort, wo er hingehört. Erst einen Tag vor seiner Abreise, wagt Floyd es, seinen Freunden den Verrat zu offenbaren.

Das war die Fallhöhe, mit der Schipper seine Helden in ihre letzte Hamburger Nacht schickt: drei Jungs, die wie Pech und Schwefel aneinanderkleben – und vom Leben kleingehalten werden. Floyd muss als Pflegehelfer für seine Vergehen Buße tun. Ricco, der talentlose Rapper, phantasiert vom großen Durchbruch, während er unter der Knute seines Schichtleiters Burgerpattys im Akkord wendet. Der bei seiner italienischen Nonna lebende Walter, der Autos aufmotzen kann wie kein Zweiter, wird von seinem Chef in der Werkstatt geknechtet. Was die drei Verlierer vereint, sind große Träume – und eine Freundschaft, die schmerzhaft zu Ende geht.

Es ist Männerromantik ohne Kompromisse, voller Sehnsucht und Melancholie, die Schipper und sein Kameramann Frank Griebe vor rund

Retrospektive:
„Absolute Giganten“

Große Träume

Der Hamburger Coming-of-Age-Film
ist ein Denkmal für Frank Giering –
und die Freundschaft.

fünfundzwanzig Jahren einfinden. Ihr Film strotzt vor Szenen, die einen traurig und glücklich zugleich machen. Voller nachhallender Bilder und Sätze, durchdrungen von der schwermütigen Musik der britischen Sadcore-Band Sophia. Etwa wenn die Freunde schweigend über die Köhlbrandbrücke in den blaugrauen Hamburger Morgen gleiten, nachdem sie das letzte Eis ihrer Jugend an einem Tankstellenautomaten gezogen

haben. Wie so oft sucht Giering mit seinem Sehnsuchtsblick die Ferne ab, und niemandem sonst würde man diesen sanften Schmerz abkaufen außer ihm. Auch sein ebenso verträumtes wie trauriges Gegenstück, das Plattenbaumädchen Telsa, großartig gespielt von der damals achtzehn Jahre alten Julia Hummer, setzt Griebe ikonisch auf der Tanzfläche eines Technoclubs in Szene. Mit wehendem Haar und Cowboyhut wiegt sie

ihren zerbrechlichen Körper im Stroblicht. Schipper schaute während des Drehs ungläubig auf seinen Monitor, wie er vor einigen Jahren in einem Interview erzählte. Für ihn war es der „ungebrochenste, gleißendste Glücksmoment des ganzen Films“.

Wer von den eindrücklichsten Szenen des Films schwärmt, kommt nicht am Tischfußball-Showdown vorbei, jenem ungleichen Duell am Kicker-



Floyd (Frank Giering, links) und seine Freunde im Granada

Foto Interfoto

tisch. Der abgebrühte Zocker Snake zieht die Jungs in einem ersten Match gadenlos ab. Doch aufgeben ist nicht: Und so setzt Walter für eine Revanche die Schlüssel seines Ford Granada, Baujahr 1974, GLX Coupé, der die Helden in jener letzten Nacht wie im Road Movie von einem Abenteuer zum nächsten bringt.

Nicht nur unter Tischfußballern ist die Szene heute legendär. Schipper ließ sie vom damaligen Kickerweltmeister Florian Lienkamp und anderen Profis dubeln. Griebe vollendete die Perfektion mit einer genialen Kameraarbeit. Mit einer Schnorchel-Konstruktion folgte er dem Ball zwischen den Spielfiguren, eine Plexiglasscheibe an der Wand des Kickertisches erlaubte es, das Match wie vom Spielfeldrand eines echten Fußballspiels zu verfolgen. Es sind jene Bilder, die „Absolute Giganten“ zu einem besonderen und kunstvollen Film machen. Einer Liebeserklärung an Hamburg, eine Ballade über die Freundschaft und die Underdogs. Und ein Denkmal für einen absoluten Giganten des deutschen Films.

Der Legende nach soll Frank Giering während jenes Castingprozesses im Jahr 1998 betäubt in die Kamera geblickt haben, weil er schon wieder ein Dickchen spielen sollte. Stattdessen drückte man ihm den Text von Floyd in die Hände. Der „deutsche James Dean“, wie einige Kritiker ihn nannten, war spätestens jetzt gefunden. Der Magdeburger Ausnahmeschauspieler, der an diesem Sonntag vor vierundfünfzig Jahren geboren wurde und 2010 viel zu früh an einer Gallenkolik verstarb, spielte in seiner kurzen, aber intensiven Karriere oft kaputte Bösewichte. Sein Durchbruch gelang ihm etwa als sadistischer Familienmörder in Michael Hanekes „Funny Games“ (1997). Und dennoch war die Rolle des Floyds seine wichtigste. In ihr hallte sein eigenes Wesen wider; die traurige Verlorenheit, die in seinen blauen Augen lag.

JANNIS HOLL